

Wann ist man eine Schriftstellerin oder Warum ich Mut für Miniaturen brauchte

Dilek Güngör

Vor ein paar Tagen begegnete ich vor dem Café in unserer Straße einer New Yorker Freundin, Aida. Sie war in Begleitung einer Frau. »Dilek, this is my friend Chris.« Sie wandte sich zu ihrer Freundin. »Dilek lives next to the Café. And she is a writer, like you!« Die beiden luden mich ein, mit ihnen einen Kaffee zu trinken, wir setzten uns an einen der Tische am Fenster und nachdem wir bestellt hatten, sagte Aida noch einmal: »You are both writers!«

»Oh, don't say that«, sagte Chris. »I have only written one thing.«

Wann habe ich zum ersten Mal gesagt, dass ich eine Schriftstellerin bin? Nach dem ersten Roman? Nach dem zweiten oder erst seit *Vater und ich* (2021), meinem letzten?

Nach dem ersten habe ich es, wie Chris, aus Bescheidenheit nicht gesagt. Ich habe diesen Satz sehr lange nicht sagen können. Zwischen meinem ersten und dem zweiten Roman gab es eine Zeit, in der ich überzeugt war, keine Schriftstellerin zu sein und dass der Erfolg meines ersten Romans pures Glück gewesen sein musste.

Habe ich 17 Jahre lang gesagt »Oh no, I am not a REAL writer«?

Mein erster Roman mit dem etwas unglücklichen Titel *Das Geheimnis meiner türkischen Großmutter* erschien 2007 im Piper Verlag, einem großen Münchener Publikumsverlag. Die *Großmutter* war ein stiller Erfolg, über die Jahre hinweg gab es zehn Auflagen mit über fast 30.000 verkauften Exemplaren. Ich war eingeladen zu vielen Lesungen und Veranstaltungen, der Roman fand aber wenig Beachtung in den Feuilletons. Also keine richtige Literatur? Zu autobiografisch, zu viel deutsch-türkisch und damit zu wenig relevant für eine größere Leserschaft? Mein letzter Roman *Vater und ich* erschien vor zwei Jahren beim ziemlich erfolgreichen, aber kleinen Berliner Verbrecher Verlag. *Vater und ich* kam unter die besten 20 Romane des Jahres 2021 und wurde nominiert für den Deutschen Buchpreis. Der *Vater* hat eine Auflage von weniger als 10.000 Exemplaren, wurde aber häufig und oft sehr gut besprochen.

Wann ist man eine richtige Schriftstellerin?

Ich wollte nie Schriftstellerin werden, ich wollte Dolmetscherin werden. Die Sprache, die ich zuerst sprach, war Türkisch, im Kindergarten lernte ich Deutsch, in der Schule Englisch und Französisch, später habe ich das Übersetzen an der Universität in Germersheim studiert, Englisch und Spanisch. Wie schwierig das Dolmetschen ist, merkte ich erst in der Dolmetscherkabine: Zuhören, das Gehörte im Kopf vom Englischen ins Deutsche übertragen und gleichzeitig sprechen – das hat mich dermaßen überfordert, dass ich mich am selben Tag umschreiben ließ. Ich wechselte vom (gesprochenen) Dolmetschen zum (schriftlichen) Übersetzen. Aber auch als Übersetzerin habe ich nie gearbeitet. Das Übersetzen ist schwer. Als Studentin konnte ich das nicht so benennen, aber diese Spannung zwischen der Freiheit, die es beim Übertragen eines Textes in eine andere Sprache braucht, und der Autorität des Originals hat mich immer gehemmt. Schon vor den Diplomprüfungen hatte ich entschieden, dass ich keine Übersetzerin werden würde. Mich schreckte auch die Arbeitsweise ab: Tagein, tagaus an meinem Schreibtisch sitzen, allein, ohne Kollegen vor mich hinzuschreiben, das war das Letzte, was ich wollte. Heute arbeite ich genauso.

An meiner Uni gab es neben den Sprachen und den Sprachwissenschaften die Kulturosoziologie, dort schrieb ich meine Diplomarbeit über türkische Heiratsmigrantinnen, also Frauen aus der Türkei, die türkische Männer aus Deutschland heiraten und zu ihnen nach Deutschland ziehen. Dazu führte ich lange Interviews, mit manchen Frauen traf ich mich mehrere Male und merkte, wie gern ich diese Gespräche führte und wie neugierig ich auf ihre Lebensgeschichten war. Der Gedanke, statt Übersetzerin lieber Journalistin zu werden, kam mir da noch nicht. Dazu brauchte es den Anstoß unserer Bibliothekarin. Jeden Tag saß sie in dem Glaskasten am Eingang und stempelte die Bücher, die wir ausliehen. Ich hatte ihr von meinen Interviews erzählt und sie sagte: »Ahhhh, sie müssen Journalistin werden. Sie haben auch das passende Mundwerk dazu.« Von ihrer Tochter hätte sie von einem neuen Studiengang in Mainz gehört, Journalistik – zwei Jahre: ein Jahr Print, ein Jahr Radio und Fernsehen, digitale Medien gab es damals kaum. Die Bibliothekarin besorgte mir Broschüren und die Anmeldeunterlagen und einige Monate später saß ich in einem großen Saal mit vielen anderen Bewerbern, die auch alle Journalisten werden wollten. Wir sollten einen Nachrichtentext und eine Glosse schreiben. Bis dahin war ich keine besonders fleißige Zeitungsleserin gewesen, ich wusste auch nicht, wie man einen guten Nachrichtenartikel schrieb, hatte aber viel Spaß beim Schreiben der Glosse. Eine Glosse ist ein kurzer Text, sie kann witzig sein oder ironisch, kritisch oder nachdenklich, sie muss keinen besonderen Nachrichtenwert haben, vor allem soll sie unterhalten. In fast jeder Zeitung gibt es Glossen.

Meine Glosse war gut, der Nachrichtentext okay, ich wurde für das Journalistikstudium angenommen und lernte – unter recht theoretischen Bedingungen –, wie man eine Zeitung macht.

Es gibt in Deutschland Journalistenschulen, viele Journalistinnen und Journalisten lernen den Beruf aber direkt in einer Redaktion, das nennt man Volontariat. Und während ich in Mainz studierte, lernte ich Peter Riesbeck kennen, der damals Volontär bei der *Berliner Zeitung* war. Das war 1998, die *Berliner Zeitung* war vom Hamburger Verlagshaus Gruner + Jahr gekauft worden und sollte die große Hauptstadtzeitung werden: die *Washington Post* von Deutschland. Es wurden sehr viele neue Journalistinnen und Journalisten eingestellt. Und Peter sagte mir: »Die suchen hier jemand, der Türkisch kann. Bewirb dich doch.«

Ich bewarb mich, bekam den Job, brach mein Journalistikstudium ab und zog nach Berlin. Viel praktische Erfahrung hatte ich nicht, wusste nichts vom hohen Tempo, mit dem in einer Tageszeitung gearbeitet wird, von den Schwierigkeiten bei der Recherche eines Themas, von verschlossenen Interviewpartnern und dem Druck, jeden Tag mit einer neuen, lesenswerten, relevanten und gut fundierten Geschichte im Blatt zu stehen. Nach sechs Wochen hatte ich die Nase voll und ich beschloss, an meine Uni zurückzukehren und mein zweites Jahr zu absolvieren. Davon hielten mich Peter und ein anderer Kollege ab. Sie hatten beide den harten Anfang schon hinter sich und überzeugten mich in der Kantine bei einer Tasse schlechtem Kaffee, nicht zu kündigen. Ich blieb etwa fünf Jahre im Lokalteil, dem Berlinteil der Zeitung. In dieser Zeit habe ich eine Menge gelernt, und auch wenn ich längst nicht mehr als Journalistin arbeite, waren meine Jahre in der Redaktion sehr intensiv und prägend. Ich bezeichne mich immer noch als Journalistin, bin eine eifrige Zeitungsleserin und interessiere mich auch für das, was in der Medienwelt hinter den Kulissen geschieht. Bei der Zeitung habe ich nicht nur das Nachrichtenschreiben gelernt, bei der Zeitung habe ich meine Liebe fürs Schreiben entdeckt.

Mein Kollege Arno Widmann, der damals die Meinungsseite der Zeitung leitete, fragte mich eines Tages, ob ich Lust hätte, eine regelmäßige Glosse auf seiner Seite zu schreiben. Auf dieser Meinungsseite gab es neben Leitartikeln und politischen Kommentaren eine tägliche Glosse. Und ich sagte Ja. Man sagt uns oft, wie wichtig es, ist *Nein* zu sagen, es ist aber auch wichtig, im richtigen Moment *Ja* zu sagen. Arno ist inzwischen viel mehr für mich als ein Kollege, er ist mein Mentor gewesen und war jemand, der mich besser zu kennen schien als ich mich in meinen ersten Berufsjahren. Er hatte damals bemerkt, dass zwischen meinen Artikeln im Lokalteil, die ich teilweise drei- oder viermal umschreiben und für die ich eine Menge Kritik einstecken musste, einige gute Texte waren. Ohne ihn wäre ich keine Schriftstellerin geworden. Ihm gebe ich heute noch meine literarischen Texte zum Lesen, bevor ich sie meinem Verlag zeige. Ich sagte also okay und schrieb Woche für Woche, jeden Montag meine Glosse, erst über dies und das, dann über »meinen« Vater. Das waren kleine Szenen zwischen einem Vater und seiner Tochter, die gut mein

Vater und ich hätten sein können. Ich schrieb diese Glosse über ein Jahr und schnell begeisterte sie eine feste Leserschaft, ich bekam Leserpost und traf bei Partys Menschen, die »meinen Vater« kannten. Aus dieser Glosse wurde die regelmäßige Kolumne auf der Seite 3 der *Berliner Zeitung*. In deutschen Tageszeitungen ist die Seite 3 die Seite mit dem größten Platz für Artikel, manchmal steht auf der ganzen Seite ein Text, meistens zwei, selten drei. Jeden Samstag stand auf dem unteren Teil der Seite 3 meine neue Kolumne, *Unter uns*. Zum Vater und der Tochter aus den Glossen war eine Familie dazugekommen, eine Mutter, eine Schwester, vor allem aber Onkel Ömer und Tante Hatice. Hatice und Ömer wurden rasch zu den Stars der Kolumne. Ich schrieb über den Alltag dieser erfundenen Familie mit türkischen Namen, die aber Szenen erlebte, wie sie jeder und jede von uns kennt. Trotzdem wurde sie als »türkische Kolumne« wahrgenommen. Sie bot vielen einen vermeintlichen Einblick in ein türkisches Wohnzimmer, erzählt habe ich aber einfach vom normalen Wahnsinn von Menschen, die zusammenleben. Das wird den Reiz dieser Kolumne ausgemacht haben, dieses »Fremde«, das sich beim Lesen als »wie bei uns« und vertraut herausstellte.

Das Kolumnenschreiben liebte ich sehr, nicht aber den angespannten Redaktionsalltag, die Schnellebigkeit, den Druck. Ich sehnte mich danach, mich wieder intensiver mit einem Thema zu befassen. Bei einer Tageszeitung war es Luxus, länger als zwei Tage an einer Geschichte zu recherchieren und sie in Ruhe aufzuschreiben.

Meine Eltern kamen 1971 als sogenannte Gastarbeiter nach Deutschland. Dass ich eine Frau bin »mit türkischen Wurzeln«, ist fast jeden Tag präsent in meinem Denken, und ich wollte mehr Wissen über Migrationsgeschichten, über Identität und Zugehörigkeit und nicht alles, was ich darüber wusste, aus meiner eigenen Biografie schöpfen. »Mit türkischen Wurzeln«, ich sage das so ungenau, weil wir in Deutschland immer noch keinen Begriff für Menschen wie mich gefunden haben. Oder ich für mich noch keinen richtig guten Namen gefunden habe. Wir behelfen uns mit »Menschen mit Migrationshintergrund« oder »Migrationsgeschichte«, »Deutsch-Türkisch« oder »postmigrantisch«, aber auch diesen Begriff haben einige wieder abgelegt. Meine Schwierigkeit kommt auch daher, dass die deutsche Politik jahrzehntelang keine anderen Bezeichnungen für uns als »Ausländer« oder »Fremde« kannte. Inzwischen gibt es viele Deutsche mit Migrationsgeschichte, die sich längst emanzipiert und ihre Rechte eingefordert haben, aber vielen aus meiner Generation steckt diese Spannung noch in den Knochen. Diese Widersprüche, die so vieles in sich vereinen: einerseits so sein wollen wie die anderen und dazugehören, die Kränkung über die Ablehnung und Zurückweisung, die Wut über Demütigungen und Ungerechtigkeit. Unsere Versuche, uns von den Zuschreibungen der anderen freizumachen. Der Zweifel, ob sie nicht recht haben und wir türkischen Kinder wirklich nie dazugehören können, weil wir anders sind, eine andere Religion, eine andere Kultur, eine andere Geschichte haben. Die Scham darüber, aus diesem Wirrwarr nicht herauszukommen.

An der University of Warwick in England, das ist in der Nähe von Coventry, fand ich den Masterstudiengang »Race and Ethnic Studies«, der heute nicht mehr so heißt. Dort würde ich vielleicht Menschen oder Bücher finden, die mir helfen könnten, diesen Wirrwarr zu ordnen. So zog ich also, kurz nachdem ich mit meiner Kolumne *Unter uns* begonnen hatte, nach England und schrieb die Kolumne jede Woche von meinem Schreibtisch in meinem Zimmer in Jill's rotem Backsteinhaus. Noch während ich in England war, 2004, bekam ich einen Brief vom kleinen Berliner Verlag »edition ebersbach«, der sein Büro nicht weit von hier hat. Der Verlag wollte die gesammelten Kolumnen als Buch herausbringen, und natürlich sagte ich wieder *Ja*. Hatice und Ömer waren wirklich beliebt bei den Leser/-innen und ich treffe heute noch Fans der beiden. In der Zeitung war die Kolumne nicht bei allen so beliebt. Häufig gab es Diskussionen, ob diese Kolumne wirklich relevant genug war, um in einer Tageszeitung abgedruckt zu werden.

»Warum schreibt Dilek Güngör dauernd von sich und ihrer Familie?«

»Die Kolumne ist unpolitisch.«

»Ein ›Ich‹ hat in der Zeitung nichts verloren.«

»Warum schreibt sie nicht über die Probleme der türkischen Migranten in Berlin?«

Drei Jahre lang erschien *Unter uns* jeden Samstag in der *Berliner Zeitung* und eine Weile auch in der *Stuttgarter Zeitung*. Der Kolumnenband *Unter uns* kam 2004 heraus, als ich aus England zurückkam und ich beschloss, nicht wieder in der Redaktion anzufangen. Mit den Lesungen aus dem Kolumnenband und der Kolumne, die nun in zwei Zeitungen gedruckt wurde, hatte ich genug Geld, um meine Miete zu bezahlen.

Ich fing an, einen Roman zu schreiben. Jeden Tag setzte ich mich an mein Laptop und schrieb drei Seiten und klappte es wieder zu. Es gab inzwischen ein, zwei Agenturen, die auf meinen Kolumnenband aufmerksam geworden waren. So kam ich zu meiner ersten Literaturagentur, und viele, die ich damals fragte, sagten, man müsse keine Agentur haben, wenn man in Deutschland ein Manuskript an einen Verlag verkaufen wollte. Manche machten das, aber es gehe auch ohne. Ich habe damals dennoch bei der Agentur Michael Gaeb unterschrieben und eifrig weiter an meinem Roman gearbeitet und dann auch schnell einen Verlag gefunden, der mein Buch drucken wollte. Das war 2007, mein erster Roman *Das Geheimnis meiner türkischen Großmutter*. Gleichzeitig brachte der Piper Verlag einen zweiten Band mit meiner Zeitungskolumne heraus. Und ich dachte, Bücherschreiben ist, wie Artikel für die Zeitung schreiben, nur das Bücher viel länger sind. Man schreibt etwas und dann wird es veröffentlicht, easy!

Dass das nicht so war, merkte ich, als ich dem Verlag mein zweites Manuskript anbot. Ich hatte eine Geschichte einer türkischen Familie, die mit dem VW-Bus in die Türkei fuhr. Viele türkische Familien fuhren früher mit dem Auto zu ihren Familien in der Türkei, meine Eltern und ich auch. Im Grunde war es die Familie aus der Kolumne, Hatice und Ömer, alle waren mit dabei. Im Kino hatte ich den Film *LITTLE*

MISS SUNSHINE gesehen und war total begeistert, so eine Geschichte wollte ich auch schreiben. Mein Lektor beim Piper Verlag las sich das Manuskript durch und fragte mich: »Warum hast du so viele Leute ins Auto gepackt? Ich habe das Gefühl, du willst eigentlich nur vom Vater und der Tochter erzählen.« Er hatte recht, in diesem Roman steckte eine ganz andere Geschichte, die mich viel mehr interessierte. Ich verwarf das ganze Manuskript und schrieb einen neuen Roman: Vater und Tochter fahren in einem Auto in die Türkei, die Fahrt dauert mehrere Tage, sie sind nur zu zweit, die Mutter ist verunglückt und lebt nicht mehr. Vater und Tochter müssen in die Türkei, um das Haus, das sich die Eltern fürs Alter gekauft haben, zu verkaufen. Der Vater will ohne die Mutter nicht mehr zurück. Vater und Tochter sind vier, fünf Tage lang in diesem Auto, sie können einander nicht aus dem Weg gehen, sie können aber auch nicht gut miteinander Zeit verbringen. Sie sind sich nicht besonders nahe und empfinden diese Fahrt als belastend. Soweit der Plot.

Mein Lektor sagte: »Das ist ja jetzt ein ganz anderes Buch«. Und lehnte das Manuskript ab.

Für mich war das eine Katastrophe. Mir schien, mein Lektor wollte einen zweiten Großmutterroman, man gab mir nicht die Möglichkeit, etwas Neues auszuprobieren, zu wachsen. Also musste ich einen neuen Verlag finden. Mein Agent schickte das Manuskript an andere Verlage, es gab Treffen und Gespräche, viel Lob und viele Anmerkungen und Änderungsvorschläge. Ich saß zu Hause und schrieb um. Es gab noch mehr Gespräche und andere Änderungsvorschläge. Ich setzte mich um und schrieb noch mal neu. Es gab andere Verlage mit ganz anderen Vorschlägen. Am Ende hatte ich einen Text vor mir, für den ich nichts mehr empfand und von dem ich nicht wusste, was ich eigentlich damit wollte. Mit jeder Absage verlor ich den Glauben an meinen Text. Als mir mein Agent vorschlug, ein neues Manuskript zu beginnen und dieses nirgends mehr anzubieten, wechselte ich zur Agentur Graf & Graf. Meine neue Agentin wurde Julia Eichhorn. Nachdem mit dem Manuskript über Vater und Tochter im Auto wirklich nichts mehr zu machen war, begann ich tatsächlich einen ganz neuen Text. Und ich war mir sicher, ein zweites Mal würde mein Manuskript nicht von sieben Verlagen abgelehnt werden. Aber: Auch für das nachfolgende Manuskript fand sich kein Verlag, und mit jeder Absage fühlte ich mich elender. Ich hatte die Geschichte zweier Freundinnen geschrieben, die beide aus einfachen Verhältnissen kommen, die eine ist sehr ehrgeizig und hat studiert und Karriere gemacht, die andere ist in dem Viertel, in dem sie großgeworden sind, geblieben und hat dort einen kleinen Friseursalon. Es geht um Aufstieg und Aufstiegsscham, um Herkunft und Klasse und den Wunsch dazuzugehören.

Von den Verlagen bekam ich eine Absage nach der nächsten, ich verlor das Vertrauen in meine Fähigkeiten. Die *Großmutter* musste irgendwie ein Glücksfall gewesen sein, ich konnte gar nicht schreiben. Offenbar waren meine Texte schlecht. Hätte man mich damals gefragt, hätte ich niemals gesagt, dass ich eine Schriftstellerin sei. Mein literarisches und journalistisches Leben fand in meinem Kopf nur

noch im Rückblick statt. Und so stellte ich mich anderen Menschen auch vor: »Ich hatte mal eine Kolumne, ich hab mal einen Roman veröffentlicht.«

In der Zwischenzeit hatte ich meinen Mann kennengelernt, wir haben zwei Kinder bekommen, ich habe eine dritte Kolumne bei der *Berliner Zeitung* bekommen, die mir aber wenig Freude machte, was man beim Lesen auch spürt. Aber es war keine Zeit für gute Texte: Die *Berliner Zeitung* war seit meinem Weggang mehrfach in neue Hände übergegangen, sie war wieder und wieder verkauft und nicht die *Washington Post* von Deutschland geworden. Hin und wieder bekam ich Aufträge für Artikel oder Radiobeiträge, ich schrieb unregelmäßig Texte für die feministische Kolumne »10 nach 8« bei *Zeitonline*. Aber ich hatte wenig Hoffnung auf einen weiteren Roman.

Wir lieben die Geschichten von Leuten, die sich am Schopf aus der Misere ziehen, die nicht aufgeben, die wieder und wieder neu aufstehen und weitermachen. Ob ich nicht aufgegeben und gekämpft habe, kann ich nicht sagen. Ich hatte meine Agentin Julia an meiner Seite. Zwar hat auch sie bei den Verlagen nicht viel für mich erreichen können, es gab immer weiter Absagen, aber Julia war die Einzige, die inmitten all der Mails – »sehr schön, aber nichts für uns«, »wir wissen nicht, ob es ein Essay oder ein Roman ist«, »ist das Unterhaltung oder Literatur?«, »toll, aber passt nicht in unser Programm« – viel von meiner Arbeit gehalten hat und immer sagte: »Du wirst jemanden finden, der Deine Texte schätzt, so wie sie sind. Schreib weiter.«

Ich habe weitergeschrieben, aber ohne viel Kraft. Du hast keinen Verlag, dachte ich, und bist in deiner Agentur ein hoffnungsloser Fall. Dieser deprimierende Gedanke hätte das Ende meines Schreibens sein können. Stattdessen wurde mir etwas Wichtiges klar: Ich bin jetzt völlig frei und kann machen, was ich will. Ich würde etwas schreiben – denn geschrieben habe ich immer, in Notizbücher, in mein Tagebuch, auf Schnipsel in meinem Geldbeutel, auf Zettel in der Küche – was nur mich interessiert. So, wie ich es will und so wie ich es am besten kann: kurze Prosatexte, kleine Szenen, Miniaturen. Es brauchte eine Weile, bis ich diese Fähigkeit – auf wenig Zeilen etwas erzählen zu können, eine Stimmung zu erzeugen, einen genauen Blick auf etwas richten zu können – als Qualität sehen konnte. Mir waren diese kurzen Texte noch zu nah an meinen Glossen und Kolumnen, die ja »auch keine richtige Literatur«, aber auch kein »richtiger Journalismus« waren. Von der Länge und vom Schreibstil waren sie vielleicht wie die Kolumnen, aber ich schrieb über Dinge, die mir nahgingen, und begann mit einer Sammlung von Dingen, für die ich mich schämte: mein Wochenende, mein Schulbrot, nicht Skifahren zu können, dass meine Eltern nie in der Philharmonie waren. Ich schrieb etwa 40 Seiten mit diesen Miniaturen. Bis ich merkte, dass sich all diese kleinen Szenen doch zu einer Geschichte auffädeln lassen.

Die Idee kam mir bei einem Urlaub mit Freunden, wir haben uns an einem Abend gestritten. Lange schon hatte ich mich inmitten von Freunden nicht mehr so fremd gefühlt wie an diesem Abend, und so schrieb ich *Ich bin Özlem*. Özlem

ist Sprachlehrerin, verheiratet mit einem deutschen Mann, sie lebt in Berlin und denkt, sie hat alles richtig gemacht, sie hat alles befolgt und alles erfüllt, um dazuzugehören: Sie spricht perfekt Deutsch, sie hat studiert, sie liest die richtigen Zeitungen und trägt die richtigen Kleider. Sie ist angepasst und zieht den Kopf ein, wenn es brenzlig wird. Sie erlebt keinen Rassismus, sie wird nicht wegen ihrer Herkunft ausgegrenzt, sie hat den Rassismus aus ihrem Leben »entfernt«. Özlem verbirgt die Anstrengungen, die es braucht, um dazuzugehören, vor sich selbst, und erst allmählich begreift sie, wie oft sie die Augen verschließt oder den Mund hält. Der Widerspruch in ihrem Innern wächst und wächst, und eines Tages fällt es bei einem Urlaub mit Freunden wie Schuppen von den Augen: Du machst dir was vor, du bist für sie die Andere. Und du wirst es immer bleiben.

Das ist Özlems Geschichte, das ist ich auch meine eigene Geschichte.

Julia Eichhorn war inzwischen Mutter geworden und in Elternzeit, ich wandte mich mit meinem neuen Manuskript zu *Ich bin Özlem* an ihre Nachfolgerin, Meike Herrmann. Meike riet mir davon ab, dieses Manuskript an einen großen Verlag zu schicken. »Versuch es bei kleinen Verlagen«, sagte sie mir und ich schickte es an zwei kleine Berliner Verlage. Der eine sagte: »Mailen sie es bis Dienstag, dann lese ich gleich«, und meldete sich nicht mehr. Aber der Verbrecher Verlag war auf Anhieb begeistert. *Ich bin Özlem* erschien 2019, nach einer Pause von zwölf Jahren, und wurde vom Publikum und von den Medien sehr gut aufgenommen. Mein Glück war, dass durch die Romane von Annie Ernaux, Didier Eribon und anderen autofiktionalen Texte gerade auf großes Interesse in Deutschland stießen. Plötzlich war es nicht mehr als unliterarisch verpönt, von sich zu schreiben, eine Hauptfigur zu haben, deren Leben dem Leben der Autorin oder des Autors ähnelt.

Mit *Vater und ich* bin ich zurückgekehrt an meine Anfänge. Der Roman handelt von einer Tochter, die über ein verlängertes Wochenende zu ihrem Vater fährt. Das ist der Klappentext: »Als Ipek für ein verlängertes Wochenende ihren Vater besucht, weiß sie, dass er auf dem Bahnhofsvorplatz im Auto auf sie warten und sie nicht am Zug empfangen wird. Im Elternhaus angekommen, sitzt sie in ihrem früheren Kinderzimmer, hört ihn im Garten, im Haus, beim Teekochen. Die Nähe, die Kind und Vater verbunden hat, ist ihnen mit jedem Jahr ein wenig mehr abhandengekommen und mit der Nähe die gemeinsame Sprache. Ipek ist Journalistin, sie hat das Fragenstellen gelernt, aber gegenüber dem Schweigen zwischen ihr und dem Vater ist sie ohnmächtig. Dilek Güngör beschreibt die Annäherung einer Tochter an ihren Vater, der als sogenannter Gastarbeiter in den 1970er-Jahren aus der Türkei nach Deutschland kam. Sie erzählt von dem Versuch, die Sprachlosigkeit mit Gesten und Handgriffen in der Küche, mit stummem Beieinandersitzen zu überwinden. Ein humorvoller wie rührender Roman über eine Vater-Tochter-Beziehung, mit der sich viele werden identifizieren können.«

Inzwischen leitet Julia ihre eigene Literaturagentur, vor dem Erscheinen von *Vater und ich* bin ich zu ihr gewechselt.

Ich würde hier gerne sagen, dass ich auf Preise und Rezensionen und Nominierungen nicht so viel gebe. Aber ich muss auch gestehen, dass ich in dem Moment, als mich mein Verlag anrief und mir die Nominierung für den Deutschen Buchpreis ankündigte, dachte: »So: Jetzt bist du eine Schriftstellerin. Jetzt kannst du einen Moment Luft holen.« Ich habe Luft geholt und sitze nun nach einer langen Pause wieder an Miniaturen. Diesmal werde ich sie nicht zu einem großen Text zusammenflechten. Sie dürfen für sich stehen.

